

VOLKER CAYSA

Die »Lebenskünstlerin« Rosa Luxemburg



Volker Caysa – Dr. phil., Philosoph und freier Publizist, stellvertretender Vorsitzender der Nietzsche-Gesellschaft, stellvertretender Sprecher der Sektion Sportphilosophie der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Habilitand am Institut für Philosophie der Universität Leipzig, diverse Veröffentlichungen, u. a.: *Das Seyn entwerfen. Die negative Metaphysik Martin Heideggers*, Frankfurt am Main u. a. 1994; *Das Ethos der Ästhetik. Vom romantischen Antikapitalismus zum Marxismus. Der junge Lukács*, Leipzig 1997 (gemeinsam mit U. Tietz); *Kritik als existentielle Praxis*, Leipzig 2001

1 Zumindest eine Ahnung davon, daß dies ein zentrales Thema der Rosa Luxemburg ist, haben: Walter Jens: *Rosa Luxemburgs Briefe*, in: Ders.: *Die Friedensfrau*, Leipzig 1989;

Vergegenwärtigen wir uns einmal die existentielle Grundsituation von *Rosa Luxemburg* in ihrer Gefängniszeit während des Ersten Weltkrieges: Ein Mensch, gedemütigt, isoliert, völlig auf sich zurückgeworfen, empfiehlt in tiefster existentieller Bedrohung gelassene Heiterkeit. Heiterkeit ist die Verhaltensempfehlung, das Ethos, das ihre gesamten Briefe aus dem Gefängnis durchherrschte. Natürlich könnte man dagegenhalten, sie empfiehlt das, was sie selbst und ihre Freunde allzuoft nicht hatten: Heiterkeit, Gelassenheit. Aber uns interessiert, was empfiehlt sie da immer wieder, was empfiehlt sie, wenn sie Heiterkeit empfiehlt? Sind das nur Überlebensfloskeln oder mehr? Handelt es sich vielleicht um eine Selbsttechnik, die für ein linkes, alternatives Leben von grundlegender Bedeutung ist?¹

Ihr philosophisches Credo hat *Rosa Luxemburg* in einem Brief vom 28. Dezember 1916 an *Mathilde Wurm* festgehalten: »Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und heiter sein, ja, heiter trotz alledem und alledem, denn das Heulen ist Geschäft der Schwäche. Mensch sein, heißt sein ganzes Leben ›auf des Schicksals große Waage‹ freudig hinwerfen, wenn's sein muß, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und jeder schönen Wolke freuen, ach, ich weiß keine Rezepte zu schreiben, wie man Mensch sein soll, ich weiß nur, wie man's ist, und Du wußtest es auch immer, wenn wir einige Stunden zusammen im Südender Feld spazieren gingen und auf dem Getreide roter Abendschein lag. Die Welt ist so schön bei allem Graus und wäre noch schöner, wenn es keine Schwächlinge und Feiglinge auf ihr gäbe.«²

Anlässlich des Todes von *Hans Diefenbach* wiederholt sie: »Ich weiß, daß das Leben weitergeht, daß man weiter fest, und mutig und sogar heiter bleiben muß, ich weiß alles – ich werde schon allein mit allem fertig werden, nur reden mag ich nicht darüber.«³ Und so endet auch ihr Weihnachtsgruß 1917 an *Sophie Liebknecht*: »Sonjuscha, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben, und so muß man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.«⁴

Das Existential der Heiterkeit ist für *Rosa Luxemburg* Bedingung der Möglichkeit, um mit den existentiellen Sorgen fertig zu werden, um sich zu beruhigen, um die Angst vor den Bedrohungen des Lebens bewältigen zu können, um handeln zu können in einer lebensbedrohlichen Situation, um von der Lähmung zum Handeln übergehen zu können. Es hat nichts mit Gleichgültigkeit zu tun, sondern mit Souveränität gegenüber dem Schicksal, mit Gelassenheit. Gerade

durch gelassene Heiterkeit liefert sie sich nicht dem Schicksal aus, sondern versucht, es in den Griff zu bekommen – aber nicht mit blinder Gewalt und Hektik, sondern mit Ruhe, Überblick, Geduld und Entschiedenheit im rechten Augenblick. Nur so ist eine tiefe Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst und dem historischen Geschehen, nur so ist jene stoisch-revolutionäre Haltung möglich, in die *Rosa Luxemburg* sich während ihrer Gefängniszeit immer wieder einübt. Geduld paart sich da mit lächelndem Tun. So schreibt *Rosa Luxemburg* an *Marta Rosenbaum*, Anfang März 1917: »Heute müssen wir mit der Geschichte Geduld haben – ich meine nicht untätige, bequeme, fatalistische Geduld, ich meine eine solche, die bei höchster Aufbietung der Tatkraft nicht verzagt, wenn sie vorläufig auf Granit zu beißen scheint, und nie vergißt, daß der brave Maulwurf Geschichte rastlos Tag und Nacht wühlt, bis er sich ans Licht hervorgewühlt hat.«⁵

Objektive Logik der Geschichte und Geduld setzt hier natürlich immer das Handeln der Subjekte voraus – aber mit Maß und Überlegung und Gründlichkeit und wenn nötig auch mit Langsamkeit. Geduld ist für *Rosa Luxemburg* »eine wenn auch nicht angenehme Pflicht des Politikers und Führers in solchen Übergangszeiten«. Und die muß ruhig und »möglichst heiter« und nicht selbstquälerisch praktiziert werden.⁶ Geduld heißt auch: »arbeiten und tun, was man kann, im übrigen aber alles leicht und mit gutem Humor nehmen.« Denn: »Mit innerer Säure wird das Leben gewiß nicht besser.«⁷ Folglich wünscht sich *Rosa Luxemburg* ihre »Spanier« lustig und lächelnd. Ja lächelnd, denn Lächeln heißt leise Mitlachen, heißt Verstehen, Einverständnis, Mut zu machen und nicht bloß bemitleidendes Kopfschütteln des besserwissenden Zynikers, sondern augenzwinkerndes Mutzusprechen des Freundes. Man belächelt die Naivität der Jugend, aber man lacht sie nicht aus, weil man in dieser Naivität Kraft, Stärke, Energie, Willen, Freude am Kampf, Zukunft erkennt.⁸

Lustig-Sein selbst in existentiellen Extremsituationen heißt auch Lust am Leben zurückzugewinnen, die Lust des Lebens, wie es auch sei, genießen zu können, das Leben durch seine Lust an ihm zu feiern. Und das macht doch gerade inneren Reichtum und wirkliche Freiheit gegenüber den Höhen und Tiefen des Lebens aus, daß man ihnen gegenüber souverän ist, daß man die Erfolge genießen und das Scheitern ertragen kann. Wer sich in diesem Sinne beherrscht, kann sich durchaus von seinen Leidenschaften mitreißen lassen, »ohne sich untreu zu werden«,⁹ er wird sich nicht nur seinen Freunden gegenüber natürlich geben, sondern er wird natürlich auch austeilen. Und so wird ein Freund von *Rosa Luxemburg* von ihrer romantischen Zuneigung des öftren einfach nach dem Motto überschüttet: »Was geht es dich an, wenn ich dich liebe« oder mit wütenden Briefattacken entsprechend dem Spruch »Ich zwing dich zu leben« gestreichelt. Ein Freund ist für sie ein Mensch, mit dem sie offen, ohne Filter, denken und fühlen kann, was zur Folge hat, daß sich bei ihr nicht nur einmal die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft, Erotik und Arbeit, Sex und Politik aufheben, was natürlich wieder Probleme besonderer Art mit sich bringt, und beispielsweise zur Folge hat, daß sie in Situationen kommt, in der die Verfolgungswut des Exgeliebten

Elvira Torni: *Linke lieben anders*, Berlin 1992, S. 134 ff., 155 ff.; Dieter Thomä (Hg.): *Lebenkunst und Lebenslust*, München 1996. S. 320 ff. und Annelies Laschitzka: *Im Lebensrausch, trotz alledem. Rosa Luxemburg. Eine Biographie*, Berlin 2000. Welche Dimension das Thema der Lebenskunst in den Briefen der Rosa Luxemburg hat, versteht hingegen Elzbieta Ettinger in ihrer *Luxemburg-Biographie* überhaupt nicht, wenn sie zu den Gefängnisbriefen pejorativ bemerkt: »Alte und neue Freunde gleichermaßen mußten sich endlose Vorträge über die Kunst zu leben anhören, erhielten unaufhörlich Ratschläge, welche Bücher sie lesen, welche Konzerte sie besuchen, wie sie die Schönheit an Blumen und Insekten entdecken, wie den Fallstricken der Depression entgehen sollten. Je mehr sie aus dem Gleichgewicht war, desto aggressiver drängt sie sich anderen als ein Bild der Fröhlichkeit auf, ihren wirklichen Zustand gab sie nur in Augenblicken der akuten Krise zu.« Elzbieta Ettinger: *Rosa Luxemburg. Ein Leben*, Bonn 1990, S. 244.

2 Rosa Luxemburg: *Gesammelte Briefe. Band 5*, Berlin 1984, S. 151. (Im folgenden: GB, dann Ziffer des Bandes und Seitenzahl)

3 GB 5, 321.

4 GB 5, 350.

5 GB 5, 182-183.

6 Vgl. GB 5, 107.

7 GB 5, 62.

8 Vgl. GB 5, 70.

9 GB 5, 196.

bedrohlicher erscheint als die der Klassenjustiz. Klar ist bei einer solchen Politik der Freundschaft, daß aus der auch bei *Rosa Luxemburg* anzutreffenden Weigerung, die politische Sache von der Person, das Sozialist-Sein vom Mensch-Sein zu trennen, die ja gerade ihre existentialistische Radikalität ausmacht, sich fatale Vermischungen von Privatem und Politischem, Intimstem und zumindest Partei-öffentlichem ergaben.

Rosa Luxemburgs Konzept der Lebensführung geht immer aufs Ganze, es zielt auf Totalität. Sie will nicht nur das Machbare, sondern das ganze Andere, sie will nicht nur Zufriedenheit mit dem Leben, sie will eine nie dagewesene Steigerung des Lebens, sie will ein nützlich-sinnvolles und sinnlich-schönes Leben. Ihr kategorischer Imperativ ist daher: »und vor allem muß man jederzeit als voller Mensch leben.«¹⁰

10 Vgl. GB 5, 177.

Sie sehnt sich nicht nur nach einem normalen, bürgerlichen Leben in Liebe und Harmonie, allzuoft flieht sie auch vor dem (verbürgerlichten) Alltag und flüchtet sich gern ins Rauschhafte, Gewagte, Radikale. Weil sie das Leben sucht, wagt sie alles – und gewinnt sich in rauschhafter Heiterkeit, im Lebensrausch. Folglich beklagt sie sich in einem Brief an *Franz Mehring* am 31. August 1915 darüber, daß ihre Arbeit nicht so recht vorwärts geht, daß »die Einförmigkeit und Enge des Lebens, der Mangel an Eindrücken« sich »wie Kleister um die Sinne legt« und stellt dann fest: »Ich kann überhaupt nur im Rausch arbeiten, wenn ich in frisch-fröhlicher Stimmung bin.«¹¹

11 GB 5, 72.

Ihre Lebenskunst ist nicht eine weltanschauungs- und politikneutrale Technik, sondern eine Weltanschauung und Politik, in der es wesentlich um die Sorge um den andern geht, um Wärme, Güte, die aber nur gelingt, gelingt es, sich in Gemeinschaft mit anderen um das zu sorgen, das alle angeht.¹² In diesem Kontext ist ihr das »Grundgebot« gut sein zu wollen: »Gut sein ist Hauptsache! Einfach und schlicht gut sein, das löst und bindet alles und ist besser als alle Klugheit und Rechthaberei.«¹³ »Man muß überhaupt nie vergessen, gut zu sein, denn Güte ist im Verkehr mit Menschen viel wichtiger als Strenge. Erinnern Sie mich oft daran, denn ich neige zur Strenge, leider – freilich nur im politischen Verkehr. In persönlichen Verhältnissen weiß ich mich von Härte frei und neige am meisten dazu, lieben zu können und alles zu verstehen.«¹⁴

12 GB 5, 355.

13 GB 5, 183.

14 GB 5, 174.

Zu diesem Gut-Sein gehört, Menschen, die einem lieb sind, nicht zu schulmeistern, sie so zu lieben, wie sie sind, sie anzunehmen in ihrem So-Sein und doch nicht gleichgültig ihnen gegenüber zu sein; dazu gehört, mit dem anderen leiden, ihn aber durch die Kraft der Liebe zu stützen und zu schützen, dazu gehört, sich zurückzunehmen: einfach götig, einfach gut zu sein – »um jeden Preis: Das ist besser als ›recht haben‹ und über jede kleine Kränkung Buch führen.«¹⁵

15 GB 5, 263.

Und vergessen wir nicht, dies schreibt ein Mensch, der weiß, wie grob er anderen Menschen gegenüber sein kann, dies schreibt eine Taktikerin, die mit Entschiedenheit das Böse tut, wenn es dem Guten nützt, die ohne Narkose die Eiterbeule herauschneidet, wenn sie dadurch den Patienten retten kann. Dies schreibt ein Mensch, der immer wieder damit kämpft, seine »subalternen Teufel« in seinem Innern zum Schweigen zu bringen, und der »dagegen kein anderes

Mittel als eben jene Verknüpfung mit der Heiterkeit und Schönheit des Lebens« weiß, »die stets überall um uns sind, wenn man nur versteht Augen und Ohren zu gebrauchen, und die innerliches Gleichgewicht verschaffen, über alles Ärgerliche und Kleine hinwegheben ...«¹⁶

16 GB 5, 286.

Diese Ethik des Gut-Seins, der Antikleinlichkeit, die nichts mit der Moral von Gut-Menschen gemein hat, wird ergänzt durch eine Ethik des Kleinen, die den »Zauber des Lebens« selbst »aus den kleinsten und alltäglichen Dingen heraushört« oder genauer »in sich selbst trägt.«¹⁷

17 GB 5, 235.

Das Gute im Menschen zu finden, bedeutet die Schönheit des Daseins auch im kleinsten zu entdecken. Ein schönes Leben ist ein gutes Leben. Zu diesem Leben gehört nicht nur Urteils-, sondern auch Einbildungskraft. Das gute Leben als schönes Leben ist auch das Leben als ein »schönes Märchen«. Zum Leben gehört der Traum von einem anderen (märchenhaften) Leben und das Paradoxe ist, wodurch alle Antiutopisten immer wieder wiederlegt werden, daß durch märchenhaften Antirealismus die Realität tatsächlich anders wird – nicht nur weil sie anders wahrgenommen wird, sondern weil sie auch anders gestaltet wird! Ein solches traumhaftes Leben ist ein Leben in Liebe, die »wichtiger und heiliger« ist »als der Gegenstand, der zu ihr anregt. Und zwar deshalb weil sie erlaubt, die Welt als schimmerndes Märchen zu sehen, weil sie aus dem Menschen das Edelste und Schönste herauslockt, weil sie das Gewöhnlichste und Geringste erhebt und in Brillanten faßt und weil sie ermöglicht, im Rausch, in Ekstase zu leben ...«¹⁸ Das gute und schöne Leben stiftet sich folglich im »Rausch des Lebensglücks« und für *Rosa Luxemburg* hat jeder Mensch ein Recht auf diesen Rausch, wie er ein Recht auf ein schönes Leben hat.

18 GB 5, 333.

Gut-Sein bedeutet aber auch das Eigen-Leben, das eigene Leben jedes Menschen, jeder Kreatur anzuerkennen: Das eigene Leben als »das einzige, einmalige Gut, das man hat«¹⁹ gilt es zu achten und anzuerkennen, soll Gut-Sein als Gerechtsein möglich werden.

19 GB 5, 333.

In einer Karte an *Rosa Luxemburg* hadert *Sophie Liebknecht* mit ihrem Schicksal und fragt »Warum ist das alles so?«. Darauf antwortet *Rosa Luxemburg* am 19. April 1917: »Sie Kind, »so« ist eben das Leben seit jeher, alles gehört dazu: Leid und Trennung und Sehnsucht. Man muß es immer mit allem nehmen und alles schön und gut finden. Ich tue es wenigstens so. Nicht durch ausgeklügelte Weisheit, sondern einfach so aus meiner Natur. Ich fühle instinktiv, daß das die einzige richtige Art ist, das Leben zu nehmen, und fühle mich deshalb wirklich glücklich in jeder Lage. Ich möchte auch nichts aus meinem Leben missen und nichts anders haben, als es war und ist. Wenn ich Sie doch zu dieser Lebensauffassung bringen könnte!«²⁰

20 GB 5, 217.

Die diese Liebe zum Schicksal durchherrschende Haltung ist durch Gemütsruhe und Heiterkeit bestimmt. Sie nimmt hin, was nicht zu ändern ist, achtet aber auf Veränderung und verändert, wenn etwas verändert werden kann. Klugheit besteht hier darin, zu wissen, wann etwas verändert werden kann und wann nicht. Es gilt, den Augenblick anzuerkennen in seiner Unveränderlichkeit sowie Ver-

gänglichkeit und ihn wahrzunehmen mit seinem möglichen Veränderungspotential. Darum meint die Rosa Luxemburgsche Liebe zum Schicksal auch keinen resignierten Fatalismus, der der schlechten ewige Wiederkehr des Gleichen, dem Ekel am Immergleichen erliegt, der zynisch konstatiert: »je mehr sich ändert – um so mehr bleibt es ganz dasselbe.«²¹

21 Vgl. GB 5, 157.

Wenn *Rosa Luxemburg* an *Marta Rosenbaum*, im Februar 1917 schreibt: »Liebste, die Geschichte weiß immer selbst am besten Rat, wo die Sachlage am verzweifeltsten aussieht«, dann redet sie keinem »bequemen Fatalismus« das Wort! »Ganz im Gegenteil! Der menschliche Wille muß aufs äußerste angestachelt werden, und es gilt, bewußt zu kämpfen aus aller Kraft. Aber ich meine: Der Erfolg dieser bewußten Einwirkung auf die Massen hängt jetzt, wo alles so absolut hoffnungslos aussieht, von elementaren, tief verborgenen Sprungfedern der Geschichte ab, und ich weiß aus der geschichtlichen Erfahrung, auch aus persönlicher Erfahrung in Rußland, daß gerade dann, wenn äußerlich sich alles glänzend ausweglos und jämmerlich ausnimmt, schon ein völliger Umschwung sich vorbereitet, der dann allerdings um so heftiger ist.«²²

22 GB 5, 168.

Rosa Luxemburgs materialistische Geschichtsauffassung geht zwar davon aus, daß wir »an geschichtliche Entwicklungsgesetze gebunden« sind, aber sie warnt davor, sie als ahistorische Schemata zu vergötzen. Vielmehr gilt es, sich offen zu halten für die möglichen Sprünge in der Geschichte, für die Ereignisse des gesellschaftlichen Seins, die in den »entscheidenden Wendungen«²³, in der Umkehrung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse bestehen, für das Ereignis der Vernunft in der Geschichte: »Die Verworrenheit der Dinge scheint noch erst die unwahrscheinlichsten Gipfel erklimmen zu wollen, ehe die menschliche Vernunft zu walten beginnt. Aber schließlich muß sie doch einmal ihre Herrschaft antreten« – schreibt sie an *Sophie Liebknecht* am 12. Dezember 1918.²⁴

23 GB 5, 332.

24 GB 5, 409.

Eine große Krise ist für *Rosa Luxemburg* nicht nur ein Zusammenbruch, sondern vor allem die Möglichkeit zum Aufbruch; Krisis bedeutet Katharsis als Bedingung der Möglichkeit der Zukunft: »Je hoffnungsloser es aussieht, um so gründlicher wird dann die Säuberung sein.«²⁵ Gerade deshalb muß man »guten Mutes« bleiben und den »Kopf oben behalten«. Aber ob die große Krise totale Gerechtigkeit bringt, scheint fraglich. So schreibt *Rosa Luxemburg* an *Sophie Liebknecht* am 16. November 1917: »Wissen Sie, Sonjuscha, je länger das dauert und je mehr das Niederträchtige und Ungeheuerliche, das jeden Tag passiert alle Grenzen und Maße übersteigt, um so ruhiger und fester werde ich innerlich, wie man gegenüber einem Element, einem Buran, einer Wasserflut, einer Sonnenfinsternis nicht sittliche Maßstäbe anwenden kann, sondern sie nur als etwas Gegebenes, als Gegenstand der Forschung und Erkenntnis betrachten muß.

25 GB 5, 355.

Gegen die ganze Menschheit wüten und sich empören ist schließlich sinnlos.

Dies sind offenbar die objektiv einzigen möglichen Wege der Geschichte, und man muß ihr folgen, ohne sich an der Hauptrichtung beirren zu lassen. Ich habe das Gefühl, daß dieser ganze moralische Schlamm, durch den wir waten, dieses große Irrenhaus in dem wir

leben, auf einmal, so von heute auf morgen wie durch einen Zauberstab ins Gegenteil umschlagen, in ungeheuer Großes und Heldenhaftes umschlagen kann und – wenn der Krieg noch ein paar Jahre dauern wird – umschlagen muß. Dann werden genau dieselben Leute, die jetzt den Namen Mensch in unseren Augen schänden, im Heroismus mitrasen, und alles Heutige wird weggewischt und vertilgt und vergessen sein, wie wenn es nie gewesen wäre. Ich muß bei diesem Gedanken lachen, und zugleich im Innern regt sich bei mir der Schrei nach Vergeltung, nach Strafe: Wie, diese, alle Schurkereien sollen vergessen und bestraft bleiben, und der heutige Auswurf der Menschheit soll morgen mit gehobenem Haupt, womöglich mit frischen Lorbeeren gekrönt, auf den Höhen der Menschheit wandeln und die höchsten Ideale verwirklichen helfen? Aber so ist die Geschichte. Ich weiß ganz genau, daß die Abrechnung nach »Gerechtigkeit« niemals stattfindet und daß man schon so alles hinnehmen muß.«²⁶

26 GB 5, 323.

Die Hoffnung, daß alles begangene Unrecht, daß selbst die größten Ungerechtigkeiten, die systematische Verdrängung, Austilgung und Kolonialisierung ganzer Völker (gemeint sind hier die Indianer) gerächt, bestraft und vergolten wird, hält sie für »kindische Auffassungen, und so werden auch die heutigen Sünden wider den Heiligen Geist und all die Niedertracht sich in dem Wust historischer unbeglichener Rechnungen verlieren, und bald werden alle wieder »ein einig Volk von Brüdern« sein.«²⁷

27 GB 5, 323.

Sicher: Ungerechtigkeiten sollen und müssen beseitigt werden. Daran besteht für *Rosa Luxemburg* kein Zweifel. Aber von der Geschichte oder von Menschen totale Gerechtigkeit zu fordern, ist für *Rosa Luxemburg* nicht nur illusionär, sondern der Anfang eines Moralterrors, eines Terrors der Tugendhaften, der durch seinen totalitären Anspruch genau das nicht zu realisieren vermag, was er will: eine Menschen anerkennende und Menschen verstehende Gesellschaft.

Wie es also gegenüber der Naturgewalt des geschichtlichen Geschehens völlig unangebracht ist, überzogene moralische Maßstäbe anzulegen, so hilft es nicht, sich über die Menschheit als solche zu entrüsten. Es hilft nichts, von den Massen enttäuscht zu sein und vom heroischen Individuum allein die Wende zu fordern.

Rosa Luxemburgs Amor fati bedeutet, die Vorgegebenheit menschlichen Handelns anzuerkennen, anzuerkennen, daß jedes menschliche Tun durch Vorgegebenheiten, durch ein uns umgreifendes Sein bestimmt ist, von denen wir wünschen können, daß sie in unserer Macht liegen sollen, von denen wir aber erfahren, daß sie nicht in unserer Macht liegen und wir ihnen deshalb nur dienen können, um sie zu beherrschen.

Das Amor fati bedeutet auch nach *Rosa Luxemburg* anzuerkennen, daß die Geschichte keinen metaphysischen Sinn hat, auch wenn wir ihn brauchen, um uns über deren Widersprüchlichkeit zu beruhigen. So schreibt sie am 23. März 1917 an *Sophie Liebknecht*, die darüber verzweifelt ist, wie grausam und ungerecht Menschen über andere Menschen und deren Leben entscheiden dürfen, »und Sie fragen »Wozu das alles?« »Wozu« ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens und seine Formen. Wozu gibt es Blaumeisen

auf der Welt? Ich weiß es wirklich nicht, aber ich freue mich, daß es welche gibt, und empfinde es als Trost, wenn mir plötzlich über die Mauer ein eiliges »Zizibä!« aus der Ferne herüberönt.«²⁸

28 GB 5, 244.

Es gibt also keinen metaphysischen Sinn, der alles durchwaltet, es gibt keinen göttlichen Schöpfungsplan, der die Frage »Wozu« erklärt. Was uns bleibt, ist nur gelassen hinzunehmen, was das Leben uns gibt, es zu genießen, sich an ihm zu freuen – »auch das geringste Gute und Schöne«, das noch übriggeblieben ist, gilt es dankbar zu genießen.²⁹ Und die Stimmung der heiteren Gelassenheit ermöglicht uns auch, nicht nur am Guten sich zu freuen, sondern auch das Böse zu ertragen, wenn es kommt, es bedeutet ein gewisses Gleichmaß gegenüber den Freuden wie auch den Schrecken des Lebens, es bedeutet »alle Freuden mit Maß«³⁰ zu genießen und selbst noch aus dem Schrecklichen Kraft zu ziehen. Es ist nicht nur eine große Kunst, sich freuen zu können, es ist eine noch größere Kunst, das Leiden erleiden zu können: »Man muß alles im gesellschaftlichen Geschehen wie im Privatleben nehmen: ruhig, großzügig und mit einem milden Lächeln. Ich glaube fest daran, daß sich schließlich alles nach dem Kriege oder zum Schluß des Krieges wendet, aber wir müssen offenbar erst durch die Periode der schlimmsten, unmenschlichsten Leiden waten.«³¹ Ganz in diesem Sinne schreibt *Rosa Luxemburg Franz Mehring* zu seinem 70. Geburtstag: »Heute, wo uns Intelligenzen bürgerlicher Herkunft rudelweis verraten und verlassen, um zu den Fleischtöpfen der Herrschenden zurückzukehren, können wir ihnen mit verächtlichem Lächeln nachblicken: Geht nur!«³² Auch das muß man ruhig und heiter nehmen und sich der Freundschaft der »unverbesserlichen Grandseigneurs im Herzen« (und mit den »löchrigen Taschen«) erfreuen.³³ Heitere Gelassenheit ermöglicht aber auch, das wirkliche Geschehen wahrzunehmen, sich freizugeben für das was geschieht, ohne sich darin zu verlieren. Gelassenheit bedeutet, den Dingen scharf ins Gesicht zu sehen, ohne den Kopf zu verlieren. Das mag im Moment selbst schrecklich sein, aber man gewöhnt sich nicht nur daran, sondern gewinnt daraus neue Erkenntnis. Wenn auch die alten Ideale dabei in die Brüche gehen, so gewinnt man doch die Möglichkeit zu neuen Idealen, wenn man die Lebensgeschicke unvoreingenommen, nüchtern und distanziert wahrnimmt.³⁴

29 Vgl. GB 5, 404.

30 GB 5, 69.

31 GB 5, 324.

32 GB 5, 104.

33 Vgl. 5, 107.

34 Ganz in diesem Sinne schreibt Rosa Luxemburg am 26. Januar 1917 an Luise Kautsky. Vgl. GB 5, 163.

Ist die Welt auch aus den Fugen, muß man mit dem Pathos distanziert-heiterer Gelassenheit versuchen zu tun, was möglich ist. Das meint nicht Gleichgültigkeit, wohl aber heiteren Gleichmut, um den unvorhersehbaren Wendungen des Schicksals souverän begegnen zu können. Das heißt, sich nicht über Unerreichbares zu grämen und mit ganzer Seele zu genießen, was die Gegenwart an Schönerem bietet.³⁵ Das bedeutet, sich nicht über Dinge zu ärgern, die man nicht ändern kann und nach dem Grundsatz zu verfahren: »ultra posse nemo obligatur – mehr, als man kann, tut man nicht, und im übrigen lacht man sich eins in den Bart.«³⁶

35 Vgl. GB 5, 192.

36 GB 5, 114.

Amor fati bedeutet für *Rosa Luxemburg* auch, die Sehnsucht nach Weltveränderung zu disziplinieren und sein revolutionäres Begehren auf die mögliche Totalität hin zu perspektivieren. Das kann unter Umständen bedeuten, selbst der augenblicklichen Katastrophe mit einer gewissen Gleichgültigkeit, mit Gelassenheit zu begegnen.

Denn es geht nicht darum, vom Augenblick getrieben zu werden, sondern den rechten Augenblick, den *kairos*, zu erfassen. Denn das Ereignis der radikalen Weltveränderung, von dem *Rosa Luxemburg* träumt, vollzieht sich nicht in jedem beliebigen Zeitpunkt, sondern nur zum rechten Zeitpunkt. Das aber bedeutet, daß revolutionäre Ungeduld einer Zeitpolitik bedarf, die gerade auf Gelassenheit und damit verbundener Geduld beruht.

Amor fati heißt folglich bei *Rosa Luxemburg* nicht einfach, nichts anderes zu wollen als das, was ist, sondern jetzt, zu diesem Zeitpunkt, die Macht der Umstände anzuerkennen, um perspektivisch das zu können, was man will. Das kann auch bedeuten, die blinde Grausamkeit, die Unvernunft des Lebens anerkennen zu müssen, durchleiden zu müssen, damit die Erlösung vom Leid für alle, damit die Vernunft in der Geschichte in Zukunft Wirklichkeit werden kann.

Amor fati heißt hier folglich nicht, alles zu lieben was geschieht, sondern das, was ist, um der Zukunft willen anzuerkennen, ohne es als verwirklichte Vernunft zu verklären. Amor fati heißt bei *Rosa Luxemburg* nicht, blind das Gegebene anzuerkennen, wohl aber perspektivisch die Macht der Umstände zu erkennen. Amor fati bedeutet nicht nur anzuerkennen, daß wir alle »unter dem blinden Schicksal« stehen, sondern sich auch mit dem »grimmigen Gedanken« zu trösten, daß man »vielleicht bald ins Jenseits befördert« wird – »vielleicht durch eine Kugel der Gegenrevolution, die von allen Seiten lauert.« – Aber solange man lebt heißt Amor fati auch, seinen Freunden »in wärmster, treuester, innigster Liebe« verbunden zu bleiben und mit ihnen »jedes Leid, jeden Schmerz« zu teilen.³⁷ Das Heldentum der Jungfrau von Orleans der deutschen Linken des 20. Jahrhunderts schließt hier das unpathetische Bewußtsein des möglichen Märtyrertods ein. *Rosa Luxemburg* war sich immer darüber im klaren, daß man zur Verwirklichung seiner Ideale aufs Ganze gehen muß, daß man sein Leben einsetzen muß, will man das Leben wirklich verändern. Für den »proletarischen Freiheitskämpfer« ist es in ihrem Verständnis eine »selbstverständliche Zugabe zu seinem Berufe«, ab und zu in das Gefängnis zu wandern.³⁸ Das gehört für sie zur Logik des Kampfes. Und dieser Logik auszuweichen, hieße Verrat an den Idealen zu begehen. Wer radikal sein will, muß (unheroisch) sein Leben einsetzen, er muß zumindest mit seinem zeitweiligen »Dahinscheiden«³⁹ rechnen. Das heißt, er muß damit rechnen, daß er zumindest für einige Zeit »aus dem Verkehr« gezogen wird, daß er im Bewußtsein der Öffentlichkeit ausgelöscht oder mindestens diffamiert werden soll. Das kann man mit einer Gefängnisstrafe versuchen, mit Radikalenerlassen, mit Abwicklungen oder mit der Aufarbeitung von Geheimdienstarchiven. Der Effekt soll immer derselbe sein: radikale Opposition von links auszulöschen.

Dabei muß man nicht mehr, wie zu *Rosa Luxemburgs* Zeiten, zum Mittel des direkten politischen Mordes greifen, heute macht man das viel zivilisierter und humaner mittels des symbolischen Todes durch Rufmord in der Öffentlichkeit. Und ab und zu reicht es auch da, nur die Instrumente zu zeigen. Das heißt, durch diese oder jene Stichprobe darauf hinzuweisen, was da noch alles ans Tageslicht aus den Aktenkellern und Bildarchiven befördert werden könnte. Die Lebenskünstlerin und Hedonistin *Rosa Luxemburg*, der nichts Menschli-

37 Vgl. GB 5, 415.

38 Vgl. GB 5, 102.

39 Vgl. GB 5, 32.

ches und keine Lust fremd war, hat nur Verachtung und Spott für jene Helden, denen das Überleben wichtiger ist als ein intensives, sinnvolles, radikales Leben. Demjenigen der da sagte, »Unglücklich das Land, das Helden nötig hat«, würde *Rosa Luxemburg* entgegenschleudern »Unglücklich das Land, das keine Helden hat!«. Es ist daher für *Rosa Luxemburg* klar, daß ein echter sozialer, radikaler Demokrat zu seinen Taten, zu seinem sozialen und intellektuellen Ungehorsam steht und die Bestrafung, entsprechend den dafür eigens erdachten Gesetzen, lachend entgegennimmt.⁴⁰

40 Vgl. Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke. Band 3, Berlin 1972, S. 404-406.

Konsequenterweise schrieb sie schon am 11. März 1914 an *Walter Stoecker* betreffs einer gegen sie verhängten Gefängnisstrafe: »Daß es Genossen gibt, die annehmen können, daß ich wegen der Gefängnisstrafe aus Deutschland fliehe, würde mich sehr amüsieren, wenn es nicht zugleich ein wenig betäubend wäre. Lieber Freund, ich versichere Sie, daß ich auch dann nicht fliehen werde, wenn mir der Galgen drohte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich für durchaus notwendig halte, unsere Partei daran zu gewöhnen, daß Opfer zum Handwerk des Sozialisten gehören und eine Selbstverständlichkeit sind.«⁴¹

41 GB 4, 340.

Ein Marxismus, der unter der Losung der »Demission der Helden« antritt, muß als Lehre scheitern – wie es denn auch geschehen ist, weil er sich dadurch seiner Wirkungskraft, seiner existentiellen Verbindlichkeit beraubt. Die historische Kraft des Marxismus bestand immer darin, daß Menschen ihr Leben einsetzten, damit diese Lehre wahr wird; weil sie sie für ihr Handeln als verbindlich betrachteten, hatte die Marxsche Lehre Macht, Wahrheit und Wirklichkeit. Das kann einschließen, zum Helden, zum Märtyrer werden zu müssen, auch wenn man das nicht will und nicht wollen kann. *Rosa Luxemburgs* Lebenskunst, die auf der Einheit von Theorie und Praxis, von Lebenslehre und Lebensführung beruht, schließt folglich ihr Märtyrertum ein. Denn wenn Lebenskunst die konkrete Identität von Denken und Existenz bedeutet, dann heißt das, nicht nur nach der erkannten Wahrheit zu handeln, sondern auch dem möglichen Untergang entgegen zu handeln, gerade weil man sich von ihm die große Wende erhofft.

Rosa Luxemburg hat ein bejahenswertes, schönes Leben geführt, insofern sie ein bis in den Tod konsequentes, wahrhaftiges Leben geführt hat. Alles andere wäre für sie Ausdruck von Dekadenz und Defätismus gewesen. Das Dasein des Revolutionärs ist nicht identisch mit dem Sein zum Tode, aber es kann ein Sein zum Tode werden und wenn man es mit dem Amor fati ernst meint, dann muß auch dieser Weg, dieser letzte und erhöhende Weg gegangen werden. Die Lebenskunst wird dann zur Tragödie, an deren Ende das Heil aufscheint: Das exemplarische Leben eines radikalen Individuums, das dann nicht mehr lebt, aber dessen gelebtes Leben als Vor-Bild einer neuen Lebensform dient. Und trotz aller Tragik, trotz allem Scheitern, trotz aller begangenen Fehler könnte dieses gelebte Leben »die Welt der erlösten Menschheit beherrschen«, gerade weil es ein exemplarisches war, weil es als solches den letzten Menschen einen Weg weisen kann, sich von sich selbst zu erlösen und so Erlösung zu finden. In diesem Kontext bleibt *Rosa Luxemburgs* Vision gültig:

»Ich war, ich bin, ich werde sein!«

Das »Programm« einer alternativen Lebensführung, das Rosa Luxemburg verkörpert, wird leben, insofern wir es zu unserem Ethos machen. Und ob das Leben ein (bürgerlich) gelungenes war, ist für diesen Wiederkunftsgedanken völlig unwichtig. Ein schönes Leben meint folglich auch nicht ein bloß erfolgreiches Leben. Dann hätte *Rosa Luxemburg* rechtzeitig zum konservativen Flügel der Sozialdemokratie wechseln müssen. Ein schönes bejahenswertes Leben kann auch ein Leben sein, das tragisch zu Ende geht, das scheitert und zu dem man trotz alledem »da capo« sagen könnte – wie sie es ja dann auch getan hat. Das kann einschließen, als Schon-Geschlagener allein mit den wenigen Getreuen auf aussichtslosem Posten weiterzukämpfen – und diese nüchterne, klarsichtige, unvergleichliche Tapferkeit ist es doch, die *Rosa Luxemburg* zur Heldin gemacht hat. Auch insofern gelten die Worte von *Kostja Zetkin* nach wie vor: »Rosa Luxemburg reicht weit hinaus über die Welt der Politik, über ihr Wirken als Kämpferin und Denkerin für die Arbeiterklasse, als Führerin in der 2. Internationale. Die moralische Kraft des Menschen Rosa Luxemburg fehlt heute in den Sozialistischen Parteien. Morgen ist sie unentbehrlich, um die kommende Generation zu mobilisieren zum Kampf für den Sozialismus.«⁴²

42 Konstantin Zetkin an Helmut Hirsch, 3. Februar 1969, in: Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte, Heft 1/2001, S. 49-50.

MICHAEL CHRAPA Politisches Handeln – Empirische Fakten und theoretische Überlegungen zu Handlungspotenzialen

Manuskripte 15 der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin 2001,
43 S., 4,80 DM

In Umfragen werden immer wieder die Unzufriedenheit mit der praktizierten Demokratie und die Auffassung, grundsätzliche gesellschaftliche Veränderungen seien notwendig, mit hohen Prozentzahlen ausgewiesen. Doch zugleich bleibe der Anteil derjenigen, die selbst aktiv seien, mit Werten um 10 Prozent »sehr gering«. Michael Chrapa versucht auf Basis eigener empirischer Untersuchungen, die Ursachen für diesen »Handlungsstau« zu ergründen sowie Konsequenzen für linke Politik aufzuzeigen.

Zu beziehen bei Rosa-Luxemburg-Stiftung, Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin, Tel.: 030 – 29 78 11 - 27, Fax - 82)
E-Mail: info@rosaluxemburgstiftung.de